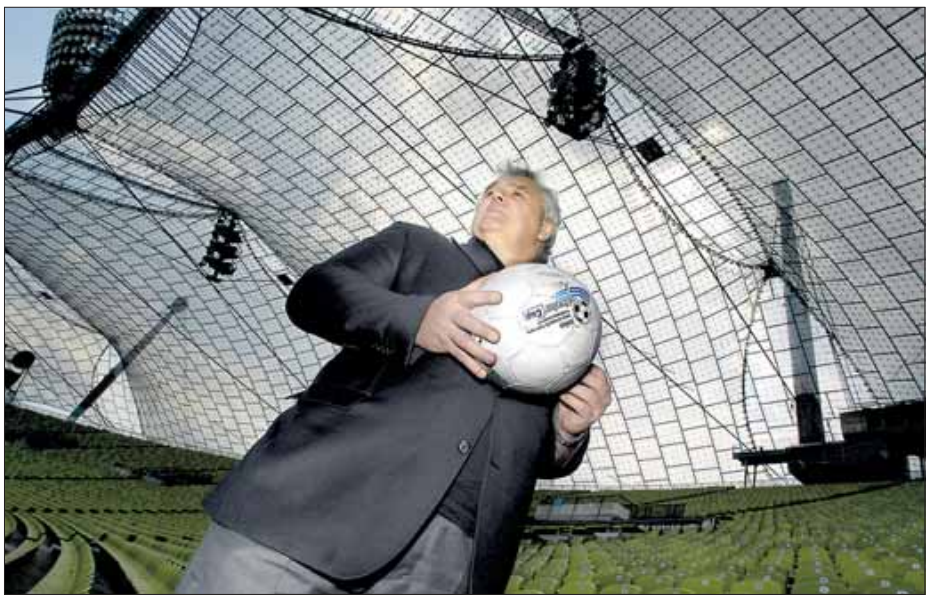
Das Münchner Olympiastadion: Der Fußball verlässt die Arena mit dem schwebenden Dach

Monument aus tausend Momenten

Wo Müller müllerte, 40 Millionen Fans fieberten und friedliche Spiele plötzlich zur Tragödie wurden – Abschied von einem Mythos

Von Holger Gertz



Zurückschauen am Spielplan-Ende: Als Torwart hat Hugo Robl das Münchner Olympiastadion gut kennen gelernt – von der Ersatzbank aus. Foto: Catherina Hess

München, 12. Mai – Im alten Griechenland war ein Stadion erst einmal ein Längenmaß. 1 Stadion, das entsprach circa 190 Metern, ungefähr so lang waren die Laufbahnen in den Wettkampfstätten. Schließlich gaben seine Ausmaße dem ganzen Raum seinen Namen: Stadion.

Das Münchner Olympiastadion, in dem am Wochenende das letzte wichtige Fußballspiel stattfinden wird, hat eine Längsachse, die ist 260 Meter lang, seine Querachse 250 Meter. Man braucht nur nachzumessen, um sagen zu können: Es ist ein großes Stadion.

Das Spielfeld allein ist 105 x 68 Meter groß, und einer wie Hugo Robl sollte eigentlich jeden Quadratzentimeter davon kennen, schließlich war er drei Jahre als Profi beim FC Bayern, dem Verein, der in diesem großen Stadion selbst so richtig groß geworden ist. Allerdings war Hugo Robl Torwart, der Torwart läuft sowieso nicht auf dem ganzen großen Platz rum, und weil Robl außerdem nur Ersatztorwart war, verbrachte er die drei Jahre auf der Auswechselbank, sitzend. Sepp Maier stand im Tor, mit der 1 auf dem Trikot; ein großartiger und zäher Keeper, der sich nie verletzte. Hugo Robl saß auf der Bank, mit der 12 auf dem Trikot, er saß ziemlich im Zentrum des Stadions und trotzdem ungefähr so weit draußen wie ein Fan, der sich daheim das Spiel im Radio anhört. Robl sagt: „Klar hab ich gehofft, mal reinzukommen. Aber, was willst machen?"

In drei Jahren bei den Bayern zwischen 1973 und '76 stand er nicht eine Minute auf dem Platz. Dann wechselte er in die Bayernliga nach Rosenheim.

Die ganz große Bühne

Hugo Robl, 50, ist nochmal zurückgekommen in dieses Stadion und stellt sich dahin, wo bei Spielen die Ersatzbank stand, seine Ersatzbank. Er war damals schon ein kräftiger Mann, seine Schenkel fast so dick wie die von Gerd Müller, und inzwischen ist er ein ziemlicher Brocken mit einem feingeschnittenen Gesicht, dem Schauspieler Josef Bierbichler ähnelnd. Seine Hände sind Torwarthände, und Torwarthände sind Pranken. Auf der Ersatzbank saß früher ganz links der Trainer, der Co-Trainer, dann Manager Robert Schwan, der Masseur, dann kam er, der Ersatztorwart, rechts neben ihm die anderen Ersatzspieler. Wenn Udo Lattek, der Trainer, aufsprang, spürte er das Vibrieren der Ersatzbank, wenn ein leichter Wind ging, wehten ihm die Schwaden aus der Pfeife von Robert Schwan um die Nase. Vor seinen Augen zauberte Beckenbauer, wütete Schwarzenbeck, wieselte Hoeneß, müllerte Müller. Hinter dem Spielfeld sah er die Spitze des Olympiaturms, noch weiter dahinter kam nur der Himmel, im Sommer schön blau, im Winter schon schwarz, jedenfalls in der zweiten Halbzeit.

Für die meisten Spieler des FC Bayern ist dieses Stadion der Platz, an dem sich irgendein Kindertraum erfüllt hat, mindestens der von einer späten Einwechslung, einem schönen Tor; im besten Fall der vom Gewinn einer Meisterschaft, vieler Meisterschaften. Hugo Robl ist auch Deutscher Meister gewesen, 1974, als Ersatztorwart ist das zwar nur ein halber Titel, aber ein paar kleine große Augenblicke hatte das Stadion auch für ihn reserviert. Auf den Anzeigentafeln werden auch die Reserveleute eingeblendet, da leuchtete immer auch sein Name auf. „So was erlebt ja schließlich nicht jeder." Und vor dem Spiel durfte er immer Sepp Maier warmschießen. Er hatte diese gewaltigen Schenkel, „ich konnte ziemlich fest und platziert draufhauen". Während er also den Stammtorwart trainierte, wärmten sich Fans auf und widmeten ihm, Robl, ihre Lieder: Robl für Deutschland oder HUGO RO-BL!, das lässt sich genauso gut skandieren wie EFF-ZEH BAY–ERN!

Vor dem Spiel war auch Hugo Robl ein sichtbarer Teil vom Ganzen.

Der Stürmer Karlheinz Rummenigge, der im selben Jahr zu den Bayern kam wie Robl und am Anfang rechts neben ihm auf der Bank saß, ist später oft Meister geworden und Torschützenkönig und dann Vizepräsident des FC Bayern, einer der wichtigsten Männer im deutschen Fußball. Das Olympiastadion war seine Bühne, auf der er sich für Höheres empfehlen konnte.

Hugo Robl ist inzwischen verantwortlich für die Rosenheimer Fußballjugend und Inhaber einer Hauptvertretung der Bayerischen Allianz in Brannenburg.

Er geht nochmal zum Rasen, auf dem gerade eine Riesendüse steht, die das Gras mit Wasser benetzt. Der Rasen wird wie ein Teppich sein, auch im letzten Spiel, und Hugo Robl sagt, einmal hätte er doch fast gespielt, allerdings nicht hier, sondern auswärts in Gladbach. Die Bayern hatten gerade den Europacup gewonnen, in Mönchengladbach war das letzte Spiel der Saison, es ging um nichts mehr, und da hätte ihn der Trainer fast gebraucht, weil Sepp Maier noch Restalkohol im Blut hatte, vom Feiern. Es stellte sich aber heraus, dass auch Robl noch Restalkohol im Blut hatte, vom Mitfeiern, und so spielte doch wieder Maier, wie immer Maier.

Die Bayern verloren 0:5.

So ein Stadion ist tatsächlich wie eine Bühne, auf dem Spielplan Tragödien, Dramen, Komödien. Es gab auch eine richtige Premiere, am 26. März 1972, das Stadion wurde kurz vor den Olympischen Spielen mit einem Länderspiel gegen die Sowjetunion eingeweiht. In der 48. Minute schickte Jupp Heynckes den Ball steil nach vorn, Müller drehte sich schnell, ließ die Bewacher ins Leere laufen, schoss, traf zum 1:0. Das erste Tor in diesem Stadion. Ein typisches Müllertor und so etwas wie die Vorwegnahme des wichtigsten typischen Müllertores, auch in diesem Stadion. Am 7. Juli 1974, im WM-Endspiel gegen Holland, passte Rainer Bonhof, Müller drehte sich schnell, ließ die Bewacher ins Leere laufen, schoss, traf zum 2:1. Da waren die Deutschen Weltmeister.

Und sonst? 1120 Fußballspiele, 40 Millionen Zuschauer. Am 2. Juni 1979 spielte Sepp Maier, der Hugo Robl keine Sekunde gelassen hatte, zum letzten Mal in diesem Stadion, es war sein 441. Bundesligaspiel hintereinander. Wochen später verunglückte er mit dem Auto und wurde dabei so verletzt, dass er mit Fußball aufhören musste. Am 25. Juni 1988 gewann Holland das EM-Finale gegen die UdSSR 2:0, Marco van Basten schoss volley, fast von der Grundlinie. Ein Jahrhunderttor. Am 23. April 1994 schoss Thomas Helmer gegen Nürnberg am Tor vorbei, aber der Schiedsrichter gab den Treffer. Ein Jahrhundertphantomtor. Am 10. Mai 1997 trat Jürgen Klinsmann, ausgewechselt gegen Freiburg, vor Wut ein Jahrhundertloch in eine Werbetonne. Am 28. Mai 1997 gewann Dortmund gegen Turin die Champions League, Lars Ricken traf mit einem Heber aus dreißig Metern zum 3:1. Noch ein Jahrhunderttor. Am 15. Mai 2004 verschoss Francis Kyoyo in diesem Stadion einen Elfmeter gegen Berlin und fing an zu weinen, weil er ahnte: Sein Verein, 1860 München, würde jetzt absteigen.

Auftrag in Acrylglas

Viele kleine Geschichten, aber seine große Geschichte trägt das Stadion im Namen, und die große Geschichte hat nichts mit Fußball zu tun. Das Stadion heißt Olympiastadion, es ist kein reines Fußballstadion, es hat eine Tartanbahn für die Leichtathleten. Und es hat dieses Dach.

Das Dach ist ein Zelt, es überspannt das Stadion, ragt in den Park, seine Streben hangeln sich hinab zum Boden. Das Dach sieht aus wie von der Natur gemacht: ein Spinnennetz, an dem sich Raureif abgesetzt hat. Aber es ist ein penibel ausgearbeitetes Kunstwerk des Teams um den Architekten Günter Behnisch. 75 000 Quadratmeter Netzdach aus Acrylglasplatten, verbunden durch 1700 Kilometer Stahlseil, verknüpft an 137 000 Knotenpunkten, getragen von 58 Masten. Das Dach hatte einen Auftrag. Licht und Luft durchzulassen; beflügelnd zu wirken statt beengend; Räume zu verbinden. Das Dach war ein Statement. München 1972 sollte anders als Berlin 1936 sein, es sollten Spiele sein in einem anderen Deutschland.

Dann gingen diese Olympischen Spiele los, und Joachim Fuchsberger saß unterm Dach, in seiner Sprecherkabine. Joachim Fuchsberger und sein Stadion. Beide sehen noch immer frisch aus, gerade hat ihn die *Bild*-Zeitung zu einem der schönsten Deutschen aller Zeiten gewählt. Gemeinsam sind sie ein Teil der Geschichte geworden. Wenn im Fernsehen Dokumentationen von den Spielen gezeigt werden, vom Einmarsch der Nationen, hört man immer die Stimme des Stadionsprechers Fuchsberger, wie sie die Nationen ansagt.

Irgendwann sagt die Stimme: „Israel."

Man sieht dann, wie die Mannschaft Israels sich auf den Weg macht, eine Runde durchs Stadion. Der Fahnenträger vorweg, ein paar Offizielle hinterher, dann die kleine Mannschaft. Blaue Anzüge und Kostüme, weiße Sommerhüte mit himmelblauem Band. 27 Jahre nach dem Ende der Nazis trat ein israelisches Team in Deutschland an, wenige Kilometer entfernt von Dachau. Das war ein noch größeres Symbol als das Dach über allen Köpfen. Man sieht die Zuschauer begeistert klatschen. Und man sieht Joseph Romano, er fällt gleich auf, wegen seiner buschigen Koteletten und seiner kräftigen Statur. Joseph Romano ist der stärkste Gewichtheber Israels. Wenn die Kamera schwenkt, sieht man die Anzeigetafel, darauf das Datum. Es ist der 26. August.

Elf Tage später verblutete Joseph Romano im Quartier des Teams, Conollystraße 31. Auch der Ringertrainer Moshe Weinberg wurde erschossen, von Mitgliedern der palästinensischen Terrororganisation „Schwarzer September". Neun weitere Teammitglieder waren jetzt Geiseln, die Attentäter wollten 200 in Israel inhaftierte Palästinenser freipressen.

Joachim Fuchsberger sitzt auf der Terrasse seines Hauses in Grünwald. Er erinnert sich an die Tage von München, „manchmal träume ich immer noch davon". Wie er erfuhr, dass bei der Befreiungsaktion später am Flughafen Fürstenfeldbruck alle Geiseln starben, erschossen oder verbrannt in den Helikoptern, mit denen man sie dorthin gebracht hatte. Er erinnert sich an die Trauerfeier im Stadion am Tag darauf. Die Flaggen auf halbmast, die Zuschauer weinten, die Philharmoniker spielten den Trauermarsch aus Beethovens Eroica. Dann sagte Avery Brundage, der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, fünf Worte: „The Games must go on."

Es war lange umstritten, ob das die richtige Entscheidung war, aber die Spiele abzubrechen hätte vielleicht wirklich bedeutet, sich den Terroristen zu ergeben und danach nie mehr Spiele austragen zu können, nirgendwo. Die Spiele sind in diesem Stadion irgendwie auch gerettet worden.

Es war aber nicht mehr wie vorher, sagt Fuchsberger. Die Schlussfeier später war anders als die Eröffnungsfeier, überall Angst. Er musste vorher unbeachtete Details erklären. „Das Ein- und Ausschalten des Flutlichts war mit einem Höllengeräusch verbunden. Da war eine Batterie von Schutzschaltern drin. Wenn die mit einem Mal rausgenommen wurden, klang das wie Maschinengewehrfeuer." Er sagte dem Publikum, was die Geräusche bedeuteten. Irgendwann knarzten die Funkgeräte der Sicherheitsleute. Ein unbekanntes Objekt sei im Anflug auf das Stadion. Man fürchtete, es hätte Bomben an Bord. Es waren die schlimmsten Momente für Fuchsberger, oben in der Kabine, und es dauerte ewig, bis gemeldet wurde: falscher Alarm.

Die Zuschauer erfuhren davon nichts. Sie wären in Panik geraten. Sie sahen, wie die olympische Flagge eingeholt wurde, alles war ganz dunkel und still, ein Lichtkegel nur auf das Fahnentuch gerichtet. Dann kamen die deutschen Ruderer, die in Mexiko 1968 Gold gewonnen hatten, und holten die Flagge ein. Die Ruderer trugen weiße Anzüge. Dann ging das Licht ganz aus.

Wenn man sich erinnert, an die Spiele in München, sieht man Bilder. Den Attentäter mit der Strumpfmaske auf dem Balkon im Olympischen Dorf. Und das Stadion mit seinem gläsernen Dach. Vom Stadion gibt es Millionen Postkarten, man kann sie überall in den Shops im Olympiapark kaufen. Und wenn sich in diesem eigenartigen Raum, den man „kollektives Gedächtnis" nennt, der Gedanke festgesetzt hat, die Spiele in München seien, trotz allem, auch ein liebenswürdiges Ereignis gewesen: Dann hat das bestimmt auch mit dem Stadion zu tun und seiner Ausstrahlung.

Vom Olympiaturm aus kann man es gut sehen, es liegt da unten wie eine geöffnete Muschel. Elena Bensi sitzt im Drehrestaurant des Turms und trinkt Kaffee. Sie ist 40 Jahre alt, gelernte Grafikerin und Touristenführerin. Elena Bensi hat eine Zeit lang auf dem Gelände des früheren olympischen Dorfs gewohnt, sie war dem Stadion schon immer nah, aber jetzt ganz besonders. Schon vierhundert Mal ist sie in den vergangenen Jahren mit Touristengruppen auf das Dach geklettert und hat ihnen erklärt, was es auf sich hat mit diesem Dach und mit diesem Stadion. Wenn sie abends draufklettern und das Flutlicht ist an, dann, sagt Elena Bensi, „sieht es richtig surrealistisch aus, mit den Spiegelungen und Schatten".

Eine Grafikerin, die auf das Dach klettert, hat ein Gefühl für so was. Franz Beckenbauer hat dieses Gefühl nicht. Es gab ein Gezerre um das Stadion. Sollte man es umbauen und mehr auf Fußball zuschneiden, wegen der WM 2006? Der Platz ist zu weit weg, wenn man oben unterm Dach sitzt, braucht man ein Fernglas. Sollte man das Dach verändern? Würde der Mythos dieses Stadions dann nicht erst recht beschädigt? Es stritten die Stadt, die Fans, die Verantwortlichen vom Olympiapark, die Fußballbosse, die Architekten. Es stritten auch Puristen und Geldmenschen, einer von ihnen ist Franz Beckenbauer, der die Debatte bald satt hatte und sagte, es werde sich doch ein Terrorist finden, der das alte Stadion in die Luft jagt.

Franz Beckenbauer hat so oft in diesem Stadion gespielt und so wenig von diesem Stadion begriffen.

Und dann die Weinmesse

Jetzt hat er sein neues, draußen in Fröttmaning, wo bald der Münchner Fußball spielt und auch bei der WM gekickt wird. Fuchsberger sagt: „Da wird wieder mal alles dem Kommerz untergeordnet", und bestimmt hat er Recht. Allerdings, das neue Stadion ist auch sehr schön geworden, sagen die Stadionkenner, man kann es sogar leuchten lassen. München habe es fertig gebracht, zum zweiten Mal in vierzig Jahren das schönste Stadion der Welt zu bauen. Übrigens sind viele Stadionkenner auch große Fußballfans.

Elena Bensi interessiert sich nicht so für Fußball. Sie wird die Leute weiter über das Dach führen, einerseits kann sie da was über die Geschichte erklären, andererseits die Zukunft des Stadions auch gestalten. Ein Bauwerk, auf dem herumgelaufen wird, ist nicht tot, Konzerte wird es auch geben, Kino, Leichtathletikveranstaltungen, die Operninszenierung Turandot und im Juni schon eine Weinmesse.

Eine Weinmesse im Olympiastadion.

Dem Olympiastadion wird etwas fehlen, ohne Jahrhunderttore, ohne Fans. Man wird es nicht mehr so oft im Fernsehen sehen. Es wird noch da sein, aber ohne das pulsierende Herz im Stadionbauch, das aussieht wie ein Fußball.

Das Drehrestaurant ist in 182 Metern Höhe. Der Ausblick ist herrlich. Eine volle Umdrehung benötigt bei mittlerer Geschwindigkeit 53 Minuten, dann hat man viel von München gesehen, auch das neue Stadion, das gar kein richtiges Stadion ist, sondern eine Arena, nur für Fußball. Da hinten liegt die Arena. Sie sieht glatt aus, sie hat ja noch keine Geschichte. „Wie ein Schlauchboot", sagt Elena Bensi. Sie klingt dabei nicht so, als wäre sie Mitglied in einem Fanclub für Schlauchboote. Das Drehrestaurant dreht sich, das Schlauchboot verschwindet, das alte Stadion kommt allmählich wieder in Sicht. Die Sonne scheint und lässt das Zeltdach glitzern, und als es direkt unter einem ist, kann man sehen, wie der Platzwart auf dem Rasen die Linien nachkalkt.

Wenn es nicht nullnull ausgeht, wird jemand am Samstag im Spiel Bayern gegen Nürnberg das allerletzte Tor schießen, in diesem Stadion. Es ist, gefühlt und gemessen, ein großes Stadion. Es hat einen großen letzten Torschützen verdient.

Vielleicht sollte Roy Makaay das übernehmen.

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Eine Dienstleistung des SZ-Archivs